

Joseph J. Feeney SJ

Gerard Manley Hopkins

Im Jahr seines Todes 1889 erinnerte man sich an Gerard Manley Hopkins lediglich als einen englischen Jesuiten, der als Schulmeister gewirkt und in verschiedenen Pfarreien gearbeitet hatte, dann in Irland Altphilologie lehrte und schon im Alter von vierundvierzig Jahren in Dublin verstarb. Nur wenige hingegen wußten, daß er ein Dichter war, und sein poetisches Schaffen blieb in seinen Nachrufen unerwähnt. Ganze fünf seiner Gedichte – zudem unbedeutende – wurden zu seinen Lebzeiten veröffentlicht. Heute hingegen, hundert Jahre später, wird Hopkins zusammen mit Matthew Arnold, Robert Browning und Alfred Lord Tennyson als einer der vier bedeutendsten Dichter des viktorianischen England anerkannt. Ein anderer Poet bezeichnete ihn als „den wahrscheinlich besten Naturdichter“¹. Er beeinflusste moderne Poeten wie W. H. Auden (England), Seamus Heaney (Irland), David Jones (Wales), Robert Lowell (USA), Sylvia Plath (USA) und Dylan Thomas (Wales)².

Will man zum Dichter Hopkins Zugang gewinnen, wendet man sich am besten gleich einem seiner Gedichte zu, um die ihm eigentümliche Kraft und Ursprünglichkeit an einem Beispiel zu erfahren. Das Sonett „Gottes Herrlichkeit“ vergleicht zunächst diese Herrlichkeit mit dem Sprühen eines elektrischen Funkens und der Kraft gepreßten Öls, um dann trotz der Trauer über die Häßlichkeit der industriellen Revolution die Schönheit, die Vitalität und die „köstlichste Frische“ der von Gott erhaltenen Natur zu preisen.

Geladen ist die Welt mit Gottes Herrlichkeit.

Ausflammen wird sie, wie Glast von gerütteltem Flitter;

Sie sammelt sich zu einer Größe, gleich dem Seim gepreßten Öls.

Was achten denn Menschen jetzt seiner Rute nicht?

Geschlechter traten, traten schweren Tritts;

Und alles ist von Schacher ausgedörzt; besudelt, beschmiert
von geschäftiger Mühsal;

Trägt Menschenschmutz, teilt Menschendunst: der Grund
ist kahl nun, noch kann Fuß fühlen, der beschuht.

Trotz alle dem, Natur bleibt immer unerschöpft;

Köstlichste Frische lebt tiefinnerst allen Dingen;

Und ob auch letzte Helle wich am schwarzen West;

Oh, Morgen springt, am braunen Saum gen Osten, auf –

Denn brütend hegt der Heilige Geist die hingebeugte

Welt mit warmer Brust und mit ah! lichten Schwingen³.

Die Klänge, die Bilder, die Ausdruckskraft von „Gottes Herrlichkeit“ verdeut-

lichen, warum zum Gedenken Hopkins' im Jubiläumsjahr 1989 Vorlesungen, Tagungen und Ausstellungen in Europa, Nordamerika und Asien stattfanden. Wer war dieser Jesuit und Dichter, welche Gaben brachten ihm solchen Ruhm und solche Ehre ein?

Ein viktorianisches Leben: London, Oxford, die Jesuiten⁴

Als Sohn einer mit reichem Talent in darstellender Kunst, Sprache und Musik gesegneten Familie wurde Gerard Hopkins am 28. Juli 1844 im Londoner Vorort Stratford in Essex geboren. Das älteste von neun Kindern wuchs im Londoner Stadtteil Hampstead auf und besuchte die nahegelegene Highgate-Schule, die ihm für sein Gedicht „Der Escorial“ im Jahr 1860 einen Preis verlieh. Drei Jahre später wechselte Hopkins zur Universität von Oxford, wo er von dem berühmten Altphilologen Benjamin Jowett und dem Kunst- und Literaturkritiker Walter Pater unterrichtet wurde. Er schloß Oxford sogleich ins Herz und gewann leicht Freunde wie beispielsweise den späteren englischen Dichturfürsten Robert Bridges, der lange Zeit danach, im Jahr 1918, Hopkins' „Poems“ für die Veröffentlichung vorbereiten sollte. Im Balliol-Kolleg entwickelte Hopkins sein dichterisches Talent. Dort wuchs auch seine anglikanische Frömmigkeit – besonders die Verehrung der Eucharistie – durch seine Begegnung mit der Oxford-Bewegung der 1860er Jahre. Trotzdem fühlte sich Hopkins schließlich verpflichtet, die Kirche von England zu verlassen, und wurde am 21. Oktober 1866 durch John Henry Newman – später Kardinal und selbst berühmter Konvertit der Oxford-Bewegung im Jahr 1845 – in die römisch-katholische Kirche aufgenommen. Hopkins' Oxfordzeit fand mit einem ausgezeichneten Universitätsexamen ihren Abschluß. Er lehrte dann sieben Jahre an Newmans Schule in der Nähe von Birmingham. Nur kurze Zeit bevor er Jesuit wurde, verbrannte er als ein Zeichen großmütiger (aber unjesuitischer) Gottergebenheit seine frühen Gedichte; allerdings blieben die meisten, wenn nicht sogar alle, durch andere Abschriften erhalten. Am 7. September 1868 trat er dann im Manresa-Haus in Roehampton, London, in die Gesellschaft Jesu ein.

Seine ersten Jahre im Orden waren unauffällig und ohne besondere Ereignisse: zwei Jahre Noviziat, drei Jahre Studium der Philosophie in Lancashire, ein Jahr Lehrtätigkeit in London, dann Studium der Theologie im St.-Beuno-Kolleg im Norden von Wales. Obwohl er nur wenige Gedichte schrieb, haben diese Jahre doch eine starke Wirkung auf ihn ausgeübt. Hopkins' ganze Vorstellungskraft und im besonderen sein Gottesverhältnis und sein Verständnis von Gottes Wirken in der Welt gerieten in Roehampton durch die Konfrontation mit dem Welt- und Gottesbild des Ignatius von Loyola in Bewegung. In Lancashire entdeckte er die Philosophie des mittelalterlichen Franziskanerphilosophen Johannes Duns

Scotus (1266–1308), dessen Betonung des Konkret-Einzeln (haecceitas) eine philosophische Grundlegung anbot für jene Hopkins eigentümliche Freude an der Einzigartigkeit eines jeden Dings. Durch die Nachricht über ein Schiffsun-
glück, bei dem fünf durch Bismarcks Kulturkampf heimatlos gewordene Franzis-
kanerinnen den Tod fanden, wurde Hopkins im Dezember 1875 in St. Beuno tief
erschüttert. Ermutigt durch seinen Rektor schrieb er eine große Ode „Der Schiff-
bruch der Deutschland“, in der er einen originären, eigenständigen Stil und
Rhythmus entwickelte. Dieses sein erstes großes Gedicht zählt zu den bedeu-
tendsten Oden englischer Sprache. Und nachdem er so zurückgefunden hatte
zum Gesang des Dichters „im wilden Wales, das Dichtkunst atmet“ und „mir im-
mer eine Mutter der Musen war“⁵, gelang es ihm im Jahr 1877 – seinem „annus
mirabilis“ – elf Sonette fertigzustellen, darunter das glänzende und begeisterte
„Gottes Herrlichkeit“, dann „Sternhelle Nacht“, „Frühling“, „Der Turmfalke“,
„Gescheckte Schönheit“, „Jauchzen zur Ernte“ und „Wie Eisvögel Feuer fan-
gen“.

Nach seiner Priesterweihe am 23. September 1877 verbrachte er vier Jahre als
Lehrer und Seelsorger in Derbyshire, Lancashire, London, Oxford, Liverpool
und Glasgow. Die Häßlichkeit der Städte und die Armut ihrer Bewohner be-
drückte ihn, und er fand, ermüdet von seiner Arbeit, wenig Zeit zum Lesen und
Schreiben. Dennoch gelangen ihm in diesen Jahren hervorragende Gedichte wie
„Binsey Pappeln“, „Duns Scotus' Oxford“, „Frühling und Herbst“, „Felix Ran-
dal“ und „Inversnaid“. 1881 kehrte er zum letzten Abschnitt der Ordensausbil-
dung, dem Terziat, nach London zurück. Es war ein friedvolles Jahr des Gebets
und der geistlichen Reifung. Dann wurde er als Dozent an das Stonyhurst-Kolleg
gesandt; aber selbst im ländlichen Lancashire litt er unter Erschöpfung und An-
fällen von Schwermut.

Im Februar 1884 wurde er zum Professor für Griechisch am Universitätskolleg
in Dublin berufen und nahm dort an der königlichen Universität Examina ab. Es
schien eine gute Berufung zu sein: Die irischen Jesuiten benötigten einen Altphi-
logen, und Hopkins hatte in Oxford Außergewöhnliches geleistet. Aber das
rauchige Dublin vermehrte seine Erschöpfung und Schwermut. Trotz der irischen
Warmherzigkeit der Freunde innerhalb und außerhalb des Ordens sehnte er sich
zurück ins geliebte England. Ihm fehlte Schaffenskraft, und das Korrigieren Hun-
deter Examensarbeiten aus ganz Irland zehrte seine Energien auf. Er litt nicht
nur unter Augenbeschwerden und Kopfschmerzen, sondern auch unter politi-
scher Orientierungslosigkeit, geistlichem Mißtrost und der Erfahrung der Gottes-
ferne. In den Jahren 1885/86 erzeugte seine Schwermut „Anwandlungen von
Traurigkeit ... [die] Wahnsinn gleichen“, und sein Leiden brachte vier schmerz-
füllte Sonette hervor, die man heute als die Sonette des Schreckens oder der Dun-
kelheit bezeichnet. Einige davon überkamen ihn wie „ungeheißene Eingebungen“
und eines war „mit Blut geschrieben“⁶.

Nach einiger Zeit hellte sich sein Gemüt auf. Seine letzten Jahre in Dublin brachten ihm beständigen Wechsel von Schmerz, Frieden und freudiger Erhebung. All dies drückte er in seinen Gedichten aus, die letzten vier – alle Sonette – bezeugen eine nun größer gewordene Geduld mit sich selbst und auch mit Gott. Ende April 1889 zog er sich ein Typhusfieber zu, dem er am 8. Juni 1889, sieben Wochen vor seinem 45. Geburtstag, erlag. Erst 1918 wurden seine „Poems“ durch die Edition von Bridges der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Eine zweite Edition im Jahr 1930 machte ihn dann berühmt. Zur Überraschung vieler wurde der unbekannte viktorianische Jesuit nun als ein innovativer, experimenteller, durch und durch moderner Poet gefeiert. Erst nachher vervollständigte die akademische Forschung das Bild und arbeitete auch den Romantiker und Viktorianer wieder heraus. Um einen Zugang zu finden zu diesem Mann, der mehrere Epochen und viele Talente in sich vereinigt, bietet es sich an, bei seiner Liebe zur Natur und zu den Menschen und bei seiner Liebe zu Gott anzusetzen, besonders aber bei seiner – für einen Dichter so unerläßlichen – Liebe zum Wort.

Die Natur – Schönheit und Form

Als Knabe skizzierte Hopkins oft Bäume und Gebüsch. In seinem Oxforder Tagebuch versuchte er – oft unter Hinzufügung einer Zeichnung – die Schönheit der Natur in Worte zu fassen. 1864 sah er „Mondlicht von Wipfeln hängend oder fallend wie blaues Spinnengewebe“. Ein Jahr später beschrieb er einen Sonnenuntergang: „orangeroter Himmel, ein bronze-erleuchteter Wolkenschweif, Sterne und Strahlen glitzernden Elektrums darunter“. Da gab es „Schwalben schwirrend, blau und purpur oben zeigten sie ihre amber-getönten Brüste im Wasser gespiegelt, ihr Flug unsterblich mit flatternden Flügeln“. Im Frühjahr verspielte Lämmer: „hingeworfen, hochgeworfen als wäre die Erde es, die sie so schleuderte, nicht sie selbst“⁷. Solche Beschreibungen offenbarten, wie viel Hopkins am präzisen Ausdruck, am spezifischen Detail und der lebhaften Bewegung lag: „flatternde Flügel“.

Auch die Formen der Natur erweckten Hopkins' Interesse. Wolken waren „geformt in wiederholte horizontale Rippen, wundervoll die Geradheit ihrer Linien aus der Entfernung. Im Vorbeiziehen dort oben kräuselten sich Fetzen in spitzenartigen Rundungen und Mustern wie Honigwaben.“ Kastanienblüten waren „nicht geradlinig, sondern hatten die Spitzen nach innen gebogen.“ „Rasen zeigte halbkreisförmige Sensenbögen in parallelen Reihen“, selbst Hagelkörner „sind geformt wie geschliffene Diamanten, Brillanten genannt“⁸.

Von diesem – einem bildenden Künstler gleichkommenden – Interesse an der Form her entwickelte Hopkins seine ebenso bekannten wie schwer zugänglichen Begriffe „inshape“ (Ingestalt) und „instress“ (Inkraft). Er mußte neue Wörter er-

finden, um den Inhalt der Begriffe darzustellen. Neben der Darstellung in Zeichnung und dichterischem Wort analysierte Hopkins im Gefolge des Duns Scotus die Ingestalt eines Gegenstands als die Einzigartigkeit seiner äußeren Gestalt sowie seines inneren Wesens und seiner Individualität. Darüber hinaus schrieb Hopkins jedem Gegenstand eine „Inkraft“ zu, eine aktive innere Energie, die die Ingestalt erhält und ihre Auffassung durch den wahrnehmenden Beobachter vorantreibt⁹. Beispiele für Inkraft wären ein betörendes Lied, das die ganze Aufmerksamkeit des Zuhörers fesselt, oder ein wunderschöner Sonnenuntergang, von dem man sich nicht abwenden kann. Das die Natur feiernde Sonett „Frühling“ verdeutlicht Hopkins’ poetischen Gebrauch der Ingestalt als Form („in Wirbeln“) und auch der Inkraft („Drossel ... spült und wringt das Ohr – es trifft wie Blitze“). Ein wunderbares, hinreißendes Gedicht, so charakteristisch für seine freudvolle Stimmung im Jahr 1877 (67):

Nichts ist wie Frühling so schön –
Wenn Wildkraut, in Wirbeln, aufschießt, lang, lieblich und schwellend;
Wenn Drosseleier wie kleine Himmel aussehen, und die Drossel
Durch das Gehölz im Widerhall so das Ohr
Spült und wringt – es trifft wie Blitze, sie singen zu hören;
Das niedersteigende Blau; dieses Blau, das anstürmt rasch
In all seinem Glanz; die Lämmer auch im Wettlauf, schön tollten
sie untereinander.

Bei Hopkins – das offenbart seine Wortwahl – ist die Natur voller Leben, aktiv und in Bewegung: sie „schießt auf“, „spült“, „wringt“, „trifft“, „fegt“, „stürmt rasch an“ und „tollt“ „im Wettlauf“. Die Natur ist in ständigem Wechsel, in immer neuer Pracht übertrifft sie noch ihre eigene Schönheit.

Menschheit und Gott

Lebendigkeit und Herzlichkeit kennzeichneten Hopkins’ Familie, und er selbst strahlte lebendige Herzlichkeit aus. Er schickte seiner Mutter Abschriften seiner Gedichte, warnte einmal seinen Vater vor unbequemen Hosenträgern und pflegte den Briefkontakt mit seinen Geschwistern. Er hatte auch gute Freunde – im Orden und anderswo – und unterschrieb seine Briefe oft mit „Dein Dich liebender Freund“. Er gewann leicht Freunde. Bei einer kurzen Reise nach England im Jahr 1885 gelang es ihm, „einige alte Freunde wiederzusehen und neue zu gewinnen“¹⁰. In seinen Gedichten feierte er eine bunte Mischung aus dem Menschengeschlecht: Helden und einfache Leute, Frauen und Männer, Kinder, junge Soldaten und Werktätige. Einmal abgesehen von Christus war Hopkins’ größter Held eine Heldin: die hochgewachsene Ordensfrau in „Der Schiffbruch der Deutschland“. Hopkins bewunderte ihren Mut und ihre Zielstrebigkeit, als sie, während die Wogen schon in den Rumpf des Schiffes brachen, auf einem Tisch stehend immer wieder schrie: „O Christus, Christus, komm schnell.“ „Ah! Da war ein Herz

recht!“, schrieb er. „Dort war ein einfältiges Auge!“, denn selbst in zerstörerischen Leiden erkannte sie Gott am Werk. Und ihre Belohnung war groß: „für die Pein, für das Dulden“ wurde sie in alle Ewigkeit vereint mit „Jesu, Herzens Licht, Jesu, Sohn der Magd“ (59, 61).

Andere Gestalten in Hopkins' Gedichten sind gewöhnlicher, dennoch werden auch sie bewundert und sind bewundernswert. Ganz in der Tradition der Romantik singt Hopkins ein Loblied auf den gewöhnlichen Menschen. In dem Sonett „Felix Randal“ drückt Hopkins seine priesterliche Zuneigung zu einem Hufschmied aus, der ihm in seinem Wirken als Seelsorger begegnete: „Dies die Kranken Besuchen macht sie uns teuer, uns auch macht es teuer“ (87). An anderer Stelle bewundert Hopkins die Großherzigkeit eines Meßdieners, den Heldenmut eines Soldaten, die Unschuld eines jungen Hornisten, die körperliche Anmut eines Pflügers und die besorgte Liebe eines Jungen, der seinem jüngeren Bruder bei einer Theateraufführung in der Schule zusieht. Er lobt die Freundlichkeit einer walisischen Familie, schätzt die Unschuld und grämt sich in dem rührenden Gedicht „Frühling und Herbst“ mit einem jungen Mädchen, Margret, über die Sterblichkeit des Menschen, die sie noch nicht ganz erfassen kann: „Es ist Welkenis, für die wir geboren, es ist Margret, um die du trauerst“ (89).

Weil er zu tiefer Liebe fähig war, wurde er tief betrübt durch menschliche Sünde, Schwachheit und Tod. Schon im Jahr 1877 fürchtete er den Verlust von „unschuldigem Sinn und Maitag in Mädchen und Knaben“ (67). In seiner Dubliner Leidenszeit betrachtete er sich selbst als „Galle“ und „Sodbrennen“ (101), fürchtete gar Wahnsinn (100):

O der Geist, Geist hat Berge; Klippen des Sturzes
Graß, jach, von keinem erlotet. Sie gering achten
mag, wer niemals dort hing. Noch kann unsre dürftige
Ausdauer lang sich behaupten wider jene Steile oder Tiefe.

Und weil er voll Staunen auf „das Liebens-Würdigste, ... der Welt Lieblichstes – der Menschen Selbst“ schauen konnte, war er zutiefst bekümmert über den „Mensch, wie rasch seine Feuerspur, sein Abdruck im Geist, dahin ist!“. „O Jammer und Schmach!“, schrie er. „Menschengestalt, die hellen Schein ausstrahlte, gesondert, ein Stern, löscht Tod schwarz aus“ (98, 105).

In Gott aber fand Hopkins die Fülle der Hoffnung für das Menschengeschlecht. Er, der Ursprung aller Naturschönheit, ist allgegenwärtig und tätig in seiner Schöpfung. Hopkins' eindrucklichste Verse über Gott finden sich in der Eröffnung vom „Schiffbruch der Deutschland“. Hopkins porträtiert dort einen kosmischen, starken Gott, der ihn jedoch ganz persönlich betrifft.

Du Meister über mich
Gott! Geber von Odem und Brot;
Der Welt Strand, Schwall des Meers;
Herr der Lebendigen und der Toten;
Du hast verbunden Gebein und Adern in mir, befestigt mir Fleisch.

Gott, der „Meister“, kann schrecklicher „Blitzstrahl und zischende Rute“ sein (Hopkins erinnert sich hier vermutlich an seine Konversion in Oxford), er kann aber auch der „leidende Christus“ und der gütige „Gesalbte des barmherzigen Vaters“ sein. Mehr noch, Christus ist der „Held von Kalvaria“, „unser Held“ und auch „Fürst“, „Hoher Priester“ und „unser König“ (51–63).

Gott und Christus sind für Hopkins (ebenso wie für Paulus, Ignatius von Loyola und später Teilhard de Chardin) in der Welt gegenwärtig und wirksam. In „Gottes Herrlichkeit“ strahlt die göttliche Gegenwart aus der Gesamtheit der Schöpfung, ein Sonnenuntergang weckt Gedanken an den Heiligen Geist. In „Der Turmfalke“ wird dieser Vogel mit Christus verglichen, in „Jauchzen zur Ernte“ wird der Geist durch die wilde eigenwillige Drift der Wolken zu Gott erhoben: „Ich wandere, ich hebe, ich hebe auf Herz, Augen, aus all dieser Herrlichkeit die Himmel entlang einzuernten unsern Erlöser“ (70). Gott lebt und wirkt auch in den Menschen. In dem Sonett „Wie Eisvögel Feuer fangen“ benutzt Hopkins die Metapher eines Schauspielers: „Christus spielt an zehntausend Orten, lieblich in Gliedern und lieblich in Augen, nicht sein, dem Vater durch die Züge der Menschengesichter entgegen“ (90). Wirklicher als ein Schauspieler ist Hamlet, Christus ist lebenspendend und tatkräftig in jedem Menschen.

Der liebenswerte Gott Hopkins' ist auch im Leid, in der Abwesenheit und im Tod gegenwärtig. In „Der Schiffbruch der Deutschland“ erkennt und begrüßt die hochgewachsene Ordensfrau Christus selbst in den bitterkalten Winden und Wellen des Unwetters. In den „Dunklen Sonetten“ der Dubliner Zeit ruft Hopkins dem abwesenden Gott zu: „Tröster, wo, wo ist dein Trösten?“ (100). An anderer Stelle: „Meine Klage ist Schreie zahllos, Schreie wie unbestellbare Briefe, abgesandt dem liebsten, der ach! ferne wohnt“ (101). Selbst im Angesicht des Todes faßt Hopkins überschwengliche Hoffnung, denn Christus ist Mensch geworden (106):

In einem Blitz auf einen Stoß der Posaune
Bin ich sogleich was Christus ist, weil er war was ich bin, und
Dieser Hans-Narr, armer Scherben, Flicker, Holzspan,
unsterblicher Diamant
Ist unsterblicher Diamant.

Die Freude des Poeten: Wörter, Klänge, Rhythmen

Die Welt kennt Hopkins hauptsächlich als Dichter, und als Verseschmied liebte er Wörter und Etymologien, Akzente, Rhythmen und Klänge. Als Schuljunge spielte er schon (recht eigenwillig) mit Alliterationen: „Rowing, I reached a rock“, „the dainty-delicate fretted fringe of fingers“ (8f.). Seine Oxforder Tagebücher enthalten bemerkenswerte Zeilen: „the moonlight-mated glowless glow-

worms shine“¹¹. In den frühen Gedichten experimentiert er mit Beinahe-Reimen: „forth – earth“ oder „is overspread – into the shade“ (17).

Hopkins war fasziniert von den Bedeutungen, Etymologien, Geschichten, Klängen und Rhythmen fremder Sprachen. Als Novize bemerkte er, daß ein Jesuitenbruder aus Lancashire den „grindstone“ (Schleifstein) „grindlestone“ nannte. Ein sizilianischer Priester sprach das lateinische „quod“ als „c’od“ und „quae hora“ als „c’ora“. In seinem Tagebuch notierte er außerdem irische Ausdrücke, spanische Akzente und den Cornish-Dialekt einer alten Dame¹². Mit einem befreundeten Orientalisten korrespondierte er über semitische und ägyptische Einflüsse im Griechischen. Als junger Jesuit ging er aus Freundlichkeit mit ausländischen Besuchern spazieren und notierte sich nachher bemerkenswerte Einzelheiten der Philologie oder der Prosodie¹³.

Hopkins’ Liebe zum Wort beeinflusste natürlich seine Gedichte. Er benutzte Wörter mit Sorgfalt und Präzision. Manchmal verwandte er ein ungewöhnliches Wort, um Verblüffung hervorzurufen: „the moth-soft Milky Way“ (60) – „Milchstraße falterzart“ – oder „my cries heave, herds-long“ (100) – „meine Schreie heben sich, herden-lang“. Manchmal schockiert das ganz gewöhnliche Wort. „I am gall, I am heartburn“ (101) – „Ich bin Galle, bin Sodbrennen“. Manchmal wählt er Ausdrücke, die Temperatur und Beschaffenheit kombinieren: Die im Winter über die „Deutschland“ hereinbrechenden Wellen sind „cobbled foamfleece“ (56) – „gepflastertes Schaumvlies“, das Bild des Pflastersteins drückt die Kälte, das Vlies die Leichtigkeit aus. An anderer Stelle wählt Hopkins die Wörter wegen des Klangs: Schnee ist „wiry and white-fiery“ (55) – „drahtig und weiß-feurig“. Seine Bilder sind frisch und reich: Um schwarze Äste vor einem Dämmerungshimmel darzustellen, schreibt er: „the beakleaved boughs dragonish damask the tool-smooth bleak light“ (98) – „spitzschnabliges Laubgeäst drachenhaft ätzt in das stahlglatte fahle Licht sich“.

Hopkins liebte das Wortspiel, besonders wenn dadurch Verdichtung des Ausdrucks gewonnen werden konnte. Er erfand neue Wörter wie „shipwreck“ (61), „Goldengrove“, „wanwood“, „leafmeal“ (88f.), „betweenpie“, „fallowbootfellow“ (103), „onewhere“, „churlsgace“ und „Amansstrength“ – „Schiffbruch“, „Goldenhain“, „Welkwald“, „blattweis“, „aufbricht scheckig zwischen“, „Grob-schuhgefährte“, „hierwo“, „bäurische Anmut“, „Einmanneskraft“. Mit Treffsicherheit schafft er Verbindungen, die ein Lexikograph sich kaum ausdenken könnte: „down-dugged ground-hugged grey“ (60), „angel-warrior“ (82), „wind-puff-bonnet of fawn-froth“ (89), „wimpledwater-dimpled“ (92) und sein berühmter „dapple-dawn-drawn Falcon“ (69) – „zitzen-hangendes grundhin-gekauertes Grau“, „Engel-Wächter“, „Windstoß-Haube aus rehbraunem Gischt“, „das Wasser-kraus-Wellige“, „von gesprenkelter Dämmerung gelockter Falke“. Mit geradzu magischer Handfertigkeit verwandelt er Sprachstrukturen: Nomina werden zu Verben: „let him easter in us“, „the just man justices“ (63, 90) – „laß

ihn ostern in uns“, „der Gerechte tut Recht“; Partizipien werden zu Nomina: „leaves me a lonely began“ (101) – „laß mich bleiben ein einsam Beginn“, und Nomina zu Adjektiven: „a madrigal start“ (57) – „madrigalischer Schauer“.

Er läßt Relativpronomina aus, um noch größere Dichte zu erreichen: „O hero savest“ (76), „creep, Wretch, under a comfort serves in a whirlwind“ (100) – „o Held, [der] errettest“, „kriech Elender unter einen Trost, [der] ausreicht im Wirbelsturm“. Eigenartige Verbalformen erfreuen ihn: „Have fair fallen“ (80) – „sei schön gefallen“. Er setzt Ausrufezeichen in die Satzmitte: „I wretch lay wrestling with my (my God!) my God“ (100) – „ich Elender lag im Ringen mit (mein Gott!) meinem Gott“. Abrupt und bewußt mischt er verbale Traditionen. Ein Kritiker bemerkt, daß Hopkins in dem Gedicht „Daß die Natur ein Heraklitisches Feuer ist“ Wörter des heimatlichen Dialekts (*squandering*, *shive*), seine eigenen dichterischen Komposita (*rutpeel*, *firedint*), romantische (*residuary*) und ganz einfache, unpathetische Wörter (*worm*) zu einer sprachlichen Einheit verschmilzt¹⁴. Hopkins lehnte es ab, eintönigen Regeln zu folgen. Seine Worte sollten lebendig, musikalisch und farbenfroh sein, sie sollten die Bewegung, den Schwung, die Vielfalt und die Einzigartigkeit des Lebens einfangen.

Hopkins liebte das Experimentieren mit Reim, Rhythmus und dichterischer Gestalt. Er war bereit, die Zeilen zu durchbrechen, damit sich „king- / dom“ mit „wing“ reimte und auch „wear- / y“ mit „hear“ (103). Bei Hopkins mußte die dichterische Tradition der Wort-Musik und dem Vorwärtsdrang des Gedichts weichen. Er genoß es, mit Rhythmen zu spielen. Um sich nicht durch mechanische Regeln binden lassen zu müssen, erfand er den „Sprung-Rhythmus“, der seinen Gedichten Frische und Kraft verlieh. Ein regulärer Vers im jambischen Pentameter hätte zehn Silben und fünf Betonungen gehabt, „derselbe“ Vers im Sprung-Rhythmus hatte beispielsweise nur sechs Silben, obwohl die fünf Betonungen erhalten geblieben waren. Das Gedicht „Binsey Pappel“ enthält ein Beispiel dafür: In einem Vers mit fünf Betonungen beschreibt er die Bäume als „All felled, felled are all felled“. Jedes Wort außer „are“ erhält somit eine Betonung, der Vers wird durch dieses rhythmische Experiment ausdrucksstärker und dichter¹⁵.

Schließlich experimentierte Hopkins mit dichterischen Formen. Mit Genialität dehnte er die englische Sonettform, veränderte sie dabei allerdings oft bis zur Unkenntlichkeit. Einige seiner Dubliner Sonette haben beispielsweise sieben oder acht Betonungen pro Vers. Außerdem kommen Halbverse vor, werden Kodas hinzugefügt und die Länge wird auf neunzehn, zwanzig oder gar vierundzwanzig Verse gesteigert (97–100, 103 f.). Bemerkenswert ist vor allem das ausgezeichnete Gedicht „Daß die Natur ein Heraklitisches Feuer ist und vom Trost der Auferstehung“. Es hat sechs Betonungen pro Vers, dehnt seine „Oktav“ auf neun Verse und fügt, nachdem vierzehn Zeilen lang ein perfekter Sonettreim Anwendung fand, zehn weitere Verse oder Halbverse hinzu, so daß am Ende ein „Sonett“ von vierundzwanzig Versen entsteht (104–105).

Nur ein überragender und auch selbstbewußter Dichter kann sich an derartige Experimente heranwagen und sie zu einem guten Gelingen führen. Hopkins liebte sein „Handwerk“, seine Wörter und seine Themen. Er war ihnen so innig verbunden, daß er freimütig mit der Tradition brach, um dann Gedichte voller Frische und Kraft zu schaffen. Viele dieser Gedichte stellen – auch in den Augen der Kritiker – große Leistungen dar, einige wie „Der Schiffbruch der Deutschland“ und „Der Turmfalke“ zählen zu den bedeutendsten Gedichten englischer Sprache. Es ist daher nur angebracht, daß Hopkins im Jahr 1989, in dem sich sein Todestag zum hundertsten Mal jährte, eine so große internationale Beachtung fand.

ANMERKUNGEN

- ¹ R. Lowell, Hopkins' Sanctity, in: Gerard Manley Hopkins, by the Kenyon Critics (New York 1945) 93.
- ² Hopkins among the Poets: Studies in Modern Responses to Gerard Manley Hopkins, hrsg. V. R. F. Giles (Hamilton 1985).
- ³ The Poems of Gerard Manley Hopkins, 4th ed., hrsg. v. W. H. Gardner, N. H. MacKenzie (Oxford 1970) 66. Weitere Referenzen zu diesem Werk in Klammern.
- ⁴ Die beste Biographie: B. Bergonzi, Gerard Manley Hopkins (London 1977). Mehrere neue Biographien sind in Vorbereitung.
- ⁵ The Correspondence of Gerard Manley Hopkins and Richard Watson Dixon, hrsg. v. C. C. Abbott (London 1955) 142; The Letters of Gerard Manley Hopkins to Robert Bridges, hrsg. v. C. C. Abbott (London 1955) 227.
- ⁶ Letters to Bridges 216, 219, 221.
- ⁷ The Journals and Papers of Gerard Manley Hopkins, hrsg. v. H. House (London 1959) 12, 66, 134, 206.
- ⁸ Journal and Papers, 27, 136, 143, 201.
- ⁹ Für umfassendere Definitionen s.: N. H. MacKenzie, A Readers Guide to Gerard Manley Hopkins (Ithaca 1981) 232–34.
- ¹⁰ Letters to Bridges 220.
- ¹¹ Journals and Papers 52.
- ¹² Journals and Papers 191, 198–200.
- ¹³ Further Letters of Gerard Manley Hopkins, hrsg. v. C. C. Abbott (London 1956) 259, 262, 263; Journals and Papers 242, 243, 259.
- ¹⁴ MacKenzie, Reader's Guide 197f.
- ¹⁵ Zum Sprung-Rhythmus siehe MacKenzie, Reader's Guide 238–240, und: E. A. Stephenson, What Sprung Rhythm Really Is (Alma 1987).

Der Beitrag wurde übersetzt von Godehard Brüntrup SJ. Für Hopkins' Gedichte fand, wenn möglich, die deutsche Übersetzung von Ursula Clemen und Friedhelm Kemp Verwendung (G. M. Hopkins. Gedichte – Schriften – Briefe, hrsg. v. H. Rinn, München 1954). Bei dieser Vorgehensweise gehen offensichtlich sprachliche Feinheiten (Reim, Alliteration etc.) verloren oder lassen sich nur unvollständig ins Deutsche transponieren. Deshalb ließ es sich nicht vermeiden, im letzten Abschnitt „Die Freude des Poeten: Wörter, Klänge, Rhythmen“, der gerade solchen mehr formalen Aspekten gewidmet ist, den englischen Text zu benutzen, um beispielsweise Alliterationen sichtbar zu machen. Die Zahlen in Klammern beziehen sich auf die Seiten der englischen Werkausgabe von H. W. Gardner und N. H. MacKenzie.